

30. April 1994
The Point, Dublin
Ovidijus Vyšniauskas
Litauen
Lopišine Mylimai

Der moderne Eurovision Song Contest wurde am letzten Apriltag des Jahres 1994 geboren. Im Jahr davor hatten bereits die meisten Teile des blutig auseinander gefallenen Jugoslawiens ihr Eurovisions-Debüt gefeiert, und ein paar Monate nach dem Finale von 1993 vereinigte sich die EBU mit ihrem osteuropäischen Pendant, der OIRT. Und so schickten die ausrichtenden Iren nun Einladungen an diverse Nationen heraus, deren Teilnahme kurz zuvor noch völlig undenkbar gewesen wäre.

Es gibt einige lustige neue Flaggen auf dem Startmenü der DVD von Andreas: Wohl erst als Russland, Rumänien, Estland, Litauen, Ungarn, Polen und die Slowakei auf der Anzeigetafel des Eurovision Song Contests aufleuchteten, begriffen die Zuschauer im Westen zum ersten Mal die aufregenden neuen Gegebenheiten im Europa nach dem Kalten Krieg. Es war ein Moment, der einmal mehr den aussichtslosen, aber beharrlichen Willen der Eurovision veranschaulichte, sich eine Last von historischen Ausmaßen aufzubürden: Als Estlands Silvi Vrait in Dublin nach Duilio aus der Schweiz auf die Bühne kam, schien das eine weitaus greifbarere Bedeutung zu haben als all die Unterschriften unter irgendwelchen Abkommen.

Mitte der Siebziger hatten die Sowjets kühn eine sozialistische Alternative zum westlichen Spektakel der EBU ins Leben gerufen, die von der OIRT aus Sopot in Polen übertragen wurde. Eigentlich hätte es ein Riesenerfolg sein müssen: Mit all dem nuttigen Make-up, dem aufgesetzten Grinsen und der abgeschmackten, billigen Atmosphäre hatte der Eurovision Song Contest schon immer ein wenig vom besonderen

Charme des Warschauer Pakts gehabt. Es existieren zwar keine Aufnahmen mehr, aber das künstlerische Niveau des Intervision Song Contests lässt sich anhand der Gewinnerin von 1980 erkennen: Es siegte Marion Rung aus Finnland, die den einzigen nicht zum Ostblock gehörigen Mitgliedsstaat der OIRT vertrat und die außerdem bereits zweimal am ESC teilgenommen hatte – und zwar mit der traditionellen Erfolglosigkeit ihres Landes. Ihr Sieg war der Schwanengesang des Intervision Song Contests. Im Jahr darauf wurden Schilder vor der Opera Lesna von Sopot aufgestellt: »Der Liederwettbewerb muss wegen der Ausrufung des Kriegsrechts leider abgesagt werden.«

Bereits seit einigen Jahren aber hatte sein westliches Pendant durch einen Spalt im Eisernen Vorhang einen Weg in den Osten gefunden. Mit einer großen Antenne, ein wenig technischer Abenteuerlust und einer Verehrung für Lulu, die stärker war als die Angst vor willkürlichen Verhaftungen und stromgetriebenen Umerziehungsmaßnahmen, konnten die beherzten Esten die Übertragung des ESC-Finals empfangen. »Für uns war es nicht nur die Chance, westliche Popmusik zu hören«, erzählt ein inzwischen in die Jahre gekommener Este, dessen geheimer Eurovisions-Club an 35 dieser speziellen Mai-Samstage in der Hauptstadt Tallinn zusammengekommen war, um den Wettbewerb zu verfolgen: »Wir konnten auch sehen, wie die Leute sich bewegt und gekleidet haben.« Armer Kerl. In diesem Moment kämpft er vermutlich in flatternden Daniel-Hosen gegen den Wind von der Ostsee an.

Die langjährige Grand-Prix-Erfahrung der Esten mag zu ihrem Sieg von 2001 beigetragen haben, als sie den Wettbewerb als erste der früheren Sowjetrepubliken für sich entscheiden konnten. Andererseits hat es ihnen bei ihrem Debüt 1994 nicht viel geholfen: Silvi Vrait kehrte mit zwei mickrigen Punkten aus Dublin heim, und der einzige Trost für ihre Landsleute war das Schicksal ihres baltischen Rivalen aus Litauen, der noch zwei Zähler weniger zustande brachte.

Gastgeber waren in jenem Jahr also mal wieder die Iren, die 1992 und '93 gewonnen hatten. Und vielleicht, weil sie inzwischen jedes nationale Klischee ausgereizt hatten, eröffneten sie die Show mit einer Parade von Gestalten mit riesigen Pappmachéköpfen, die am Liffey-Ufer entlangschwankten (nur mit Hilfe des Internets war ich in der Lage, diese Figuren als Karikaturen bekannter irischer Musiker zu identifizieren, darunter Bono und Sinéad O'Connor). Das alles ist ziemlich behämmert, aber angesichts des verzweifelten Tonfalls, der noch das Finale von 1981

bestimmt hatte (»Besuchen Sie Irland – BITTE«), komme ich zu dem Schluss, dass die permanenten Eurovisions-Erfolge das Selbstbewusstsein der Iren in gleichem Maße gestärkt haben müssen, wie das wiederholte Scheitern beim Grand Prix die kulturelle und politische Isolation der Norweger forciert hat.

Die Schweden sind als Erste dran und schicken ein gemischtes Doppel ins Rennen, das den Ton für diesen Wettbewerb vorgibt – und auch für die meisten der späteren Finals. Sämtliche kreative Energie wurde darauf verwendet, unsere Augen zu unterhalten, sodass nur wenig übrig bleibt, woran sich unsere Ohren halten könnten: Sie trägt Melone und Ballkleid. Er ist als Indianer verkleidet, dem ein pinkfarbener Kaktus aus dem blanken Schädel sprießt. Aber das Lied, das aus ihren grässlich angehalten Fratzen kommt, ist ein abgestandener Aufguss von *Love Lift Us Up Where We Belong*. Es folgen zwei Finninnen in Korsetts und Negligés, eine Russin in einem roten Frankensteinbrautgewand mit Kapuze, eine Holländerin mit einer Eule. Alle geben pseudo-gefühlvolle Schmonzetten zum Besten. Musikalisch ist es der bisher mit Abstand fadeste Wettbewerb überhaupt, ein bedrückend verbissener Generalangriff auf den kleinsten gemeinsamen Nenner: Was die künstlerischen Einflüsse der Final-Teilnehmer betrifft, sind Bananarama und Bon Jovi noch die extremsten Beispiele. Selbst die sonst so verlässlichen Hasardeure aus Malta und Zypern reihen sich mit ihren lahmarschigen Schlafliedern nahtlos ein, und als ein Grieche mit einer Bouzouki auf der Bühne herumspringt und »Diri, diri, diri, diri!« plärrt, kommen mir vor Dankbarkeit fast die Tränen.

Insbesondere die Debütanten, die durch die Bank auf Nummer sicher gehen, um einen respektablen Mittelfeldplatz zu erheischen, sind eine Enttäuschung. Die Bosnier werden wie Helden empfangen, aber ihre Darbietung zeigt nur, dass sie ihre Gewehre abgelegt haben und nun auf feige Balladen bauen. Nichts ist allerdings so abgrundtief schlecht wie das Duo, das in einem Akt fast perversen Widerstands in einem Outfit auf die Bühne kommt, das so farblos ist wie ihr Lied. Aber weil sie Iren sind, gewinnen sie.

Dabei hatte von den beiden Pfeifen in Jeans und mit hoch gekrempelten Ärmeln, die geschwollen etwas über ihre weit zurückliegende Jugend brummeln, niemand erwartet, dass sie etwas reißen. Tatsächlich wurde im Vorfeld vielfach der Verdacht geäußert, Paul Harrington und Charlie McGettigan wären nur nominiert worden, um einen erneuten

Triumph mit allen Mitteln zu verhindern. Das ESC-Finale auszurichten, war ein ausgesprochen kostspieliges Unterfangen, und nach drei Siegen in den letzten sieben Jahren hatte sich die Werbewirksamkeit der Veranstaltung für die Iren allmählich erschöpft. Das schleppende und eintönige *Rock'n'Roll Kids* galt als todsicherer Verlierer. Am Ende trägt es mit der bis dato höchsten Gesamtpunktzahl locker den Sieg davon.

Vielleicht hat die Dosis anspruchloser Nostalgie den Juroren aus dem Westen, die mit all den verstörenden Klamotten und der beunruhigenden Zahl von Ex-Kommunisten auf der Bühne überfordert waren, ein Gefühl der Geborgenheit verschafft. »Es war 1962, ich war 16 und du warst es auch...«, labern Paul und Charlie, und die Wahlmänner schauen von ihren Notizen auf und denken: Oh ja, das waren Zeiten. Warum noch gleich haben wir damals Kuba nicht bombardiert?

Nach einer Estin, die aussieht, als hätte sie am Nachmittag noch Knödel auf Tablett gelöffelt, kommt Litauens Eurovisions-Debütant auf die Bühne. Ein stämmiger, unrasierter, ziemlich verhärmter Skinhead in mittleren Jahren, der eine Plastikhose und ein Sakko trägt, das mit zahlreichen Reißverschlüssen verziert ist. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Ovidijus Vyšniauskas, der im Vorfilm noch lachend in einem konturlosen Seemannspullover hinter einem Piano saß, sich die Klamotten selbst ausgesucht hat. Überhaupt hinterlässt er ganz den Eindruck, als wäre es nicht seine Idee gewesen, sich diesen Quatsch anzutun.

Lopišine Mylimai beginnt mit einer jaulenden Gitarre, die einen vollkommen irreführenden Eindruck davon vermittelt, was auf einen zukommt – abgesehen davon, dass sie bereits andeutet, dass es nicht besonders gut sein wird. Als ich Ovidijus in seinem Pullover sah, hatte ich mich auf verschrobene slawische Volksmusik gefreut, aber nein: Es ist wieder eine dieser 08/15-Balladen, die zu allem Überfluss von einem abgeschmackten Mike-Oldfield-Solo entweiht wird und mit so viel emotionaler Aufrichtigkeit dargeboten wird, wie es die unklug gewählte Garderobe eben zulässt. Also sehr, sehr wenig. »Der Geruch deiner Lippen ist wie Regen«, lautet die erste Zeile der Übersetzung, die ich später ausfindig mache.

Ovidijus sieht sehr unglücklich aus. Sein raues Meatloaf-Röcheln bricht an Stellen, wo es nicht brechen sollte, das Mikrofon zittert sichtbar in seiner Hand, und gegen Ende zerkräuselt sich sein großes Gesicht ein wenig. Wir sehen einen Mann, der einsam stirbt, weit entfernt von seinem Zuhause und seinen Lieben. Aber obwohl es ein Jahrzehnt

später bei der bereits erwähnten Online-Wahl zum zweitschlechtesten Eurosong aller Zeiten gewählt wird, ist kaum nachzuvollziehen, warum Litauens *Lopišine Mylimai* an diesem Abend 226 Punkte weniger als Irlands *Rock'n'Roll Kids* bekommt. In einem Jahr deprimierender musikalischer Eintönigkeit ist das »Wiegenlied für mein Liebchen« nur ein weiterer Tropfen Käse im ESC-Fondue – nicht besser als ein Dutzend seiner Konkurrenten, aber sicherlich auch nicht schlechter. Ich nehme an, dass es nur am Alter, am Geschlecht und an der Hose des Interpreten gelegen hat.

In der Pause wird etwas vorgestellt, das sich als das erfolgreichste Phänomen entpuppen wird, das der Grand Prix seit ABBA populär gemacht hat. Alles, was ich darüber sagen möchte, ist: Es handelt sich um *Riverdance*. Und dann erleben wir eine Premiere: Die Vorsitzenden der Jurys werden per Videokonferenz live zugeschaltet und sind erstmals zu sehen statt nur zu hören. Die schwedische Telematrone, der ungarische Greis mit dem Gläschen Whisky neben sich: Nun, da die Stimmen ein Gesicht haben, ist der rasch unausweichliche Sieg von Paul und Charlie nicht mehr ganz so rätselhaft. Zehn Runden lang leisten neun andere Teilnehmer unserem Ovidijus noch Gesellschaft, bevor seine eigene Landsfrau mit einem barsch geklafften »Norwäsch – weng peng!« den Prozess einleitet, an dessen Ende er allein zurückbleibt. Es gibt keine Aufnahmen aus dem Aufenthaltsraum, auf denen man sehen könnte, wie er selbst es aufnimmt, aber bei 226 Punkten für die Sieger, sieht die 0 so klein aus wie noch nie. Nach dem demütigendsten Debüt der Eurovisions-Geschichte wird es fünf Jahre dauern, bis Litauen sich wieder hinwagt.

Aufgrund einer gewissen Widersprüchlichkeit, was die offizielle Schreibweise seines Namens angeht, gestaltet sich die Suche nach Ovidijus weitaus beschwerlicher, als ich gehofft hatte. Nach einem langen Nachmittag habe ich zwei Ovidijus Vyšniauskas ausfindig gemacht: Einer ist Gewichtheber, der andere ein nicht näher bestimmter Künstler, der beim Neujahrsfest 2002 des litauischen Fernsehens aufgetreten sein soll. Natürlich könnte es sich auch um ein und denselben Mann handeln. Das wäre zumindest wahrscheinlicher, als dass sich das Teenie-Idol Thomas Forstner in den Naziforscher Thomas Forstner verwandelt hätte. Die Auflistung des Senders LTV erwähnt auch eine Konzertbühne in der Hauptstadt Vilnius, wo ihr Ovidijus in der Vergangenheit aufgetreten zu sein scheint. Ich versuche einfach mein Glück, und keine vier Stun-

den, nachdem ich eine E-Mail an den Kolonada Club geschickt habe, landet seine Handynummer in meinem Posteingang.

Was folgt, ist der nervenaufreibendste fernmündliche Dialog, an dem ich zumindest als Erwachsener bisher beteiligt gewesen bin. Ein halbes dutzend Mal klingelt es, dann meldet sich jemand mit einem gedämpften, atemlosen Basso-profondo-Knurren, als hätte ich Chewbacca in einem schlechten Moment erwischt. Es ist zwei Uhr nachmittags litauischer Zeit. »Ähm... ist dort Ovidijus?« Stille. Ich biete einige alternative Aussprachen seines Vornamens an, von denen die unglücklichste als »Overjuice« herauskommt. Stille. Dann ein schniefendes Schnauben, wie ein Bär, der nach dem Winterschlaf aufwacht.

»Sprechen Sie... Englisch?«

Die Antwort ist widersprüchlich, aber endgültig. »No!«, knurrt der Bär, und dann ist die Leitung tot. In der Nacht träume ich, dass ich auf einem Feld in einem herrenlosen Auto schlafe. Ich werde von einem Rascheln geweckt, und sehe, wie der massive, grinsende Kopf von Ovidijus Vyšniauskas bedrohlich hinter der Kopfstütze auftaucht und auf mich herabblickt.

Im Bewusstsein, diese Nummer nie wieder zu wählen, spüre ich am nächsten Morgen einen Mann namens Valdas auf, der behauptet, Ovidijus' Agent zu sein. Er ist fast zu hilfsbereit: Nach einem rasanten E-Mail-Wechsel erhalte ich aus seinem Büro folgende Nachricht: »Mr. Tim Moore. Der Ovidijus wird treffen Sie am 9. des März in der Stadt Kaunas, wie wir sagten. Wie Sie wissen, sprechen der Ovidijus nicht gut Englisch.«

Das ist weniger als eine Woche hin. Ist es möglich, dass er wirklich so rasch einem Treffen zugestimmt hat? Ohne wirklich überzeugt zu sein, sie jemals nutzen zu werden, buche ich den Hin- und Rückflug nach Litauen, ein Hotelzimmer in besagter Stadt und einen unmäßig teuren Transfer von Vilnius nach Kaunas. Zwei Tage vor meiner Abreise rufe ich in Valdas' Büro an. »Ich geben Ihnen Nummer für ihn«, sagt die Frau, die mir antwortet: »Aber wie Sie wissen, sprechen der Valdas nicht gut Englisch.« Aha: Die Verfasserin der E-Mails. Ich hatte eigentlich gehofft, dass Valdas in Kaunas wäre, um zu dolmetschen, erkläre ich ihr. »Okay.« Nicht ganz, meine ich: Wie Sie wissen, er sprechen nicht gut Englisch. »Kein Problem.« Naja, irgendwie schon. Wird denn jemand anders da sein, um zu übersetzen? Das Rascheln von Papier. Eine Pause. Dann: »Wie Sie wissen, ich sprechen nicht gut Englisch.«

Etwas weniger als 48 Stunden später steige ich mit allerlei düsteren Gedanken aus dem Gatwick Express. Habe ich es wirklich nur mit harmloser Inkompetenz zu tun, oder geht dort auf dem Baltikum etwas Unheimlicheres vor sich? Warum sind sie plötzlich so versessen darauf, mich einzuladen? Entweder plant Valdas ein groß angelegtes, globales Ovidijus-Comeback, oder die ganze Sache ist eine Falle. Vielleicht wollen sie nur den Spöttern endlich einen Denkkzettel verpassen – oder sie für immer zum Schweigen bringen.

Alles in allem ist dies kein guter Zeitpunkt, um sich mit dem Litauen-Dossier zu befassen, das ich aus dem Internet ausgedruckt habe. Während ich am Flugsteig von Baltic Air warte, erfahre ich, dass sich die wächsernen Bohnenstangen um mich herum mit einer Effizienz gegenseitig umbringen, die nur noch von den Kolumbianern und Südafrikanern übertroffen wird. In Sachen Selbstmord sind sie sogar noch eifriger als die Einwohner jedes anderen Landes der Erde. (Dass auch die Österreicher in dieser Statistik eine herausragende Rolle spielen, bereitet der Versuchung, Wilfried und Thomas doch noch einen Überraschungsbesuch abzustatten, endgültig ein Ende.)

Und wenngleich nur wenige Länder in diesem Teil der Erde auf eine glanzvolle Geschichte ethnischer Toleranz zurückblicken können, ist es dennoch ein Schock, von dem engagierten Antisemitismus zu erfahren, der in der Stadt, die zu besuchen ich im Begriff bin, schreckliche Tradition hat. Im Juni 1941, die anrückenden Nazis waren noch nicht am Horizont auszumachen, richteten die Einwohner von Kaunas ein Massaker unter den heimischen Juden an, das 3.500 Menschenleben forderte. Selbst die SS war sprachlos, als sie schließlich eintraf. Die vielen willigen Helfer machten die Stadt zu einem Zentrum für die Inhaftierung und Tötung von Juden aus ganz Europa.

Welche Art von Urlaubern zog dieses problembehaftete Land an? Das Message-Board von *virtualltourist.com* hat die Antwort: »Richtig geraten – ich fahre im Mai nach Vilnius, weil ich noch nie Bär gegessen habe, und ich würde es gerne mal probieren, bevor die EU den Verkauf verbietet. Ich weiß, dass die Jagd auf Bären im ganzen Baltikum legal ist. Also, weil ich keine Lust auf geräucherte Schweineohren habe, kann mir jemand ein Restaurant empfehlen, wo Bär serviert wird (und wo ich, falls nötig, per Mail reservieren könnte)?«

Als wir uns an Bord begeben, weiß ich auch über den stark kartoffelhaltigen Speiseplan der Litauer und ihre überragenden Fähigkeiten im

Basketball Bescheid – also über Ursache und Wirkung der beiden auffälligsten Merkmale meiner groß gewachsenen, blassen Mitpassagiere. Ich bin außerdem mit dem Stolz des Landes auf seine fortgesetzte heidnische Tradition vertraut (Litauen war Ende des 14. Jahrhunderts das letzte europäische Königreich, das sich zum Christentum bekehren ließ, und bis 1790 waren heidnische Tempel gut besucht). Dank der Begrüßung durch den Flugkapitän weiß ich zudem, dass die Temperatur am Flughafen von Vilnius –18°C beträgt. Auch bei sieben Weihnachten in Island und einem Aufstieg zum Kilimandscharo habe ich etwas so Extremes nicht erlebt. Und der Abend bricht gerade erst an: Die Quecksilbersäule wird sogar noch fallen.

Die Bordlektüre von Baltic Air liefert weitere unangenehme Einblicke. Ich erfahre, dass meine Ankunft mit der heidnisch geprägten Fastenzeit zusammenfällt, die mit dem »Verbrennen einer Figur unseres archetypischen Sündenbocks More« gipfelt. Das letzte Wort muss ich natürlich zweimal lesen, und auch, nachdem ich mich davon überzeugt habe, dass dort nur ein »o« steht, verschlucke ich mich an dem litauischen Bier, das ich von der Stewardess für ein Pfund gekauft habe.

Das wäre zumindest eine Erklärung für die ungehörige Eile, mit der ich herbestellt wurde, und für die Nonchalance, mit der meine Gastgeber die Sprachbarriere ignoriert haben. Natürlich wird kein Englisch gesprochen werden. Der Ovidijus wird sich mit dem Moore in der international verständlichen Sprache des Benzins und der Streichhölzer unterhalten.

Schweigend fliegen wir über Deutschland. Sie sind schon ein stiller Haufen, diese suizidalen Mörder. Während ich einen Blick auf den geschorenen Schädel werfe, der mürrisch an das Fenster gegenüber gedrückt wird, verzweifle ich an der rätselhaften Melancholie, die meine faule, voreingenommene Wahrnehmung der Osteuropäer bestimmt. Seit fast einem Jahr sind die baltischen Staaten nun EU-Mitglieder. Diese ganzen blassen Kerle sind redliche Wirtschaftsmigranten. Elektriker und Maurer, die für einen kurzen Besuch nach Hause fliegen. Ich betrachte meinen Nachbarn und sehe Farbspritzer auf seinen Händen. Und doch weiß ich so gut wie nichts über sie. Über keinen von ihnen. Nicht einmal über den Ovidijus habe ich viel herausbekommen können. Mir bleibt lediglich die Übersetzung seines Songs und der offiziellen Eurovisions-Biografie von 1994. Als wir in Vilnius landen, hole ich sie zum dritten Mal an diesem Tag heraus und lese sie mir durch:

»Ovidijus Vyšniauskas wurde 1957 in der kleinen litauischen Stadt Marijampole geboren. Nachdem er im Kirchenchor gesungen hatte, ließ er sich am Cello, am Schlagzeug und als Chorleiter ausbilden. Später befasste er sich mit Synthesizern und spielte in verschiedenen Bands, bevor er sich ganz dem Komponieren und dem Gesang widmete. Er schreibt und arrangiert seine eigenen Lieder, wobei er bei den Texten eng mit seinem Freund Gintaras Zdebskis zusammenarbeitet. Ovidijus tritt regelmäßig im Radio und Fernsehen auf. Er hat Litauen bei vielen internationalen Festivals vertreten, u.a. beim Cavan Song Contest, und hat zahlreiche Preise gewonnen.«

In der kalten, grellen kleinen Ankunftshalle, die eher an die Endstation einer Provinzisenbahn erinnert, wartet nur ein Typ, der ein Namensschild hochhält. »Mrs. Noone«, steht darauf, also hebe ich erst einmal 200 Litas an einem Geldautomaten ab und besuche die Herrentoilette (du lieber Gott: UV-Licht, um die Junkies abzuschrecken, die noch nicht gelernt haben, ihre Venen mit Kugelschreiber zu markieren). Danach stampfe ich in der Halle umher, um meine Füße wiederzubeleben, bis ich davon überzeugt bin, dass Mrs. Noone nicht existiert. Nachdem der letzte Passagier der Baltic-Air-Maschine in die Furcht erregende Kälte hinausgeschlurft ist, nähere ich mich der wächsernen jungen Bohnenstange, die das Schild in die Höhe hält. »Ich glaube, das bin ich«, sage ich.

»Okay«, antwortet er und blickt mit einem fröhlichen Achselzucken auf mich herab, und bald darauf rumpeln wir mit einem Van über breite, leer gefegte Straßen, vorbei an verfallenen Wohnblocks aus Sowjetzeiten und grell beleuchteten Autohäusern aus Chrom und Stahl. »Also«, sage ich, nachdem mir mein Chauffeur im kompetentesten Englisch erklärt hat, das mir bisher bei einem Litauer untergekommen ist, dass uns eine 90-minütige Fahrt bevorsteht. »Was halten Sie von Ovidijus Vyšniauskas?«

Dass er mich gleich beim ersten Mal versteht, ist ermutigend, seine Antwort allerdings weniger. »Ein Sänger, oder?« Und das ist alles, was er dazu zu sagen hat. Null Punkte? Das ist ihm neu. Er wusste nicht mal, dass Ovidijus beim Eurovision Song Contest angetreten ist. Als ich ihm das Jahr nenne, stößt er ein kleines Kichern aus. »Aber damals war ich neun Jahre alt.« Wieder einmal muss ich mir die epischen Ausmaße meines Unterfangens vor Augen führen: Einigen Leuten erscheint 1994 heute wie eine recht ferne Vergangenheit. Für mein Empfinden ist die Sowjetunion gerade erst zusammengebrochen, aber dieser Bursche, der immerhin alt genug ist, um ein Fahrzeug steuern zu dürfen, hat vermut-

lich kaum eine bewusste Erinnerung an das Leben in Litauen vor der Unabhängigkeit.

Was ihn nicht daran hindert, einen tiefen Groll gegen die ehemaligen sowjetischen Machthaber zu hegen. Russland, erklärt er mir, benutzte Litauen als Müllhalde für Gangster und andere unerwünschte Elemente, deren wachsender Einfluss nun in den Jahren nach dem Ende der Sowjetunion für die bemerkenswerte Mordrate verantwortlich sei (und für das UV-Licht auf den Flughafenklos, nehme ich an). »Viele Russen sind immer noch hier, aber sie sprechen kein Litauisch, also kriegen sie keine guten Jobs. Ha! Mein Vater musste zwar Russisch in der Schule lernen, aber warum sollte er es heute mit ihnen sprechen? Wenn sie nicht in der Mafia sind, reinigen sie die Straßen, mit... mit dem hier [er mimt die Tätigkeit des Fegens mit einer Hingabe, die mich froh sein lässt, dass uns seit 15 Minuten kein Fahrzeug mehr entgegengekommen ist] in der einen Hand und der Wodkaflasche in der anderen.«

Er beruhigt sich wieder und schweigt, während wir die Lichter von Vilnius hinter uns lassen und an Nadelwäldern und brach liegenden Agrarflächen vorbei durch die Finsternis fahren. Aber als Kaunas vor uns Gestalt annimmt, fängt er an, die Vorzüge der Stadt in höchsten Tönen zu loben. »Kaunas ist die wahre Hauptstadt meines Landes«, sagt er, wobei das Beben in seiner Stimme durch die vielen Straßenbahngleise, die wir nun überqueren, noch verstärkt wird: »Keine Russen hier!«

Das Hotel, vor dem er mich absetzt, ist brandneu, gut ausgestattet und bar jeder Persönlichkeit. Das Restaurant hat bereits geschlossen. Und nachdem ich mich notgedrungen mit fast allem eingekleidet habe, was mein Koffer hergibt, und mich kaum noch bewegen kann, gehe ich hinaus in die Stadt.

Es ist entsetzlich kalt: Meine Eingeweide ziehen sich erschrocken zusammen, als ein eisiger Windstoß mühelos die fünf Schichten schützenden Textils durchdringt. Die Pflüge haben den Schnee um Straßenlaternen und Bäume zu dreckigen Haufen aufgeschichtet. Was sie übersehen haben, hat sich in eine gefährliche Eisschicht verwandelt. Armstärke Eiszapfen hängen von den Regenrinnen. Und wo sind die Leute bloß alle? Es ist erst elf Uhr abends, aber die Straßen sind so geisterhaft leer, als wäre ich hier in Tschernobyl. Sie können doch nicht *alle* zu Hause sein und Moore-Puppen basteln.

An der Ecke dessen, was wie die Hauptstraße aussieht, finde ich ein 24-Stunden-Café. Die einzigen anderen Gäste sind zwei Polizisten, die eben-

so Mütze und Mantel tragen wie die Kellnerin, die meine Bestellung aufnimmt. Der Rauch ihres kondensierten Atems begleitet das »Kommt sofort«, das sie in gutem Englisch erwidert. Das ermutigt mich, sie nach ihrer Meinung zum großen O und seiner großen 0 zu fragen. »Ovidijus lebt hier in Kaunas«, sagt sie, »aber seine Musik... ich weiß nicht. Ist vielleicht eher was für ältere Leute?« Kurz darauf bringt sie mir ein Bier, das zu kalt ist, um es trinken zu können, und ein Kebab, das zu mächtig ist, um es aufessen zu können. Die Rechnung beträgt zehn Litas – ich werde Schwierigkeiten haben, die übrigen 190 loszuwerden, die ich abgehoben habe. Wie ich am nächsten Morgen im *Lithuanian Business Review* erfahre, befinde ich mich im billigsten Land Europas.

Ich hatte Valdas per E-Mail die Adresse meines Hotels mitgeteilt, und er hatte in seiner Antwort versprochen, dass Ovidijus mich dort um zehn Uhr morgens in der Bar samt Dolmetscher im Schlepptau treffen werde. Ich gähne und zähle Autos, während ich auf ihn warte. Hundert Audis und Hondas fahren vorbei, bevor der erste Lada aufkreuzt. Zumindest in materieller Hinsicht haben sie es in kurzer Zeit ziemlich weit gebracht. Die Sanitäreinrichtungen nach skandinavischem Standard in meinem Hotelzimmer hätte sich früher selbst der korrupteste Parteifunktionär nicht leisten können. Und während ich ausgestreckt in der dazugehörigen Badewanne gelegen hatte, konnte ich im *Lithuanian Business Review* einen Bericht über einen Mann bestaunen, der in den Achtzigern noch Antennen aus den Kufen alter Kinderschlitten gebastelt hatte und nun Millionär ist und Chef der landesweit größten Firma, die Satelliten-Anlagen installiert. Mein Frühstück hätte auch in Zürich für keinerlei Beanstandungen gesorgt, und doch musste ich daran denken, dass die Litauer zwischen den Weltkriegen in ihrer Not noch darauf angewiesen waren, Krähen in den Kochtopf zu schmeißen.

Um zehn nach zehn stößt eine winzige, junge, rotblonde, ein wenig an Lulu erinnernde Frau die Tür zur Bar auf, und hinter ihr zwängt sich ein grauhaariger Brocken von Mann in einem riesigen Mantel herein. Inzwischen ist er fast kahl, aber es besteht kein Zweifel daran, wer der Kerl ist, der seinen Mantel aufhängt und mein idiotisches kleines Winken mit einem unsicheren Nicken beantwortet. Die gute Nachricht ist, dass er unbewaffnet zu sein scheint und offenbar von keinerlei Gefühlsregung beherrscht wird, die bedrohlicher wäre als bärbeißige Ratlosigkeit.

Wir geben uns die Hand und bestellen in einer Atmosphäre verhaltener Freundlichkeit heiße Getränke: Kaffee für mich und die Dolmet-

scherin, grünen Beruhigungstee für den Mann, den ich insgeheim nur noch Ovid nenne. Sie scheinen nicht recht zu wissen, was sie hier sollen, und als die Dolmetscherin sich als »Frau von Musikbüro« vorstellt, weiß ich genau, wie sie sich fühlen.

Infolgedessen gelingt es mir in den nächsten zwei Stunden nicht, mehr als vereinzelte Bruchstücke aus Ovids Lebensweg zutage zu fördern. Ich erfahre von seiner in einer Kleinstadt verbrachten Kindheit, in der er Judo (kreisch!) und Musikinstrumente für ein halbes Orchester erlernte – Gitarre, Saxofon, Schlagzeug, Klavier, Kontrabass. Aber die Jahre von der Schulzeit bis in seine Zwanziger hinein, als er sich für eine Laufbahn als Berufsmusiker entschieden hat, bleiben im Dunkeln. Seine Einflüsse, so erzählt er mir, reichen vom Kindersopran Robertino Loretti aus den späten Fünfzigern bis hin zu »melodischem Romantikrock – Deep Purple zum Beispiel«. Als ich nach einem westlichen Vertreter seines eigenen Genres fahnde, heißt es: »Vielleicht Joe Cocker«. Aber ich bekomme doch keine echte Vorstellung von ihm und seiner Musik, der Größenordnung seines Ruhms und seiner Erfolge. Wo sind die Höhepunkte, die den offensichtlichen Tiefpunkt aufwiegen könnten?

Es ist ein bisschen wie Stille Post: Viele der Fragen, die ich auf Lulu abfeue, prallen auf ihrem Weg zu Ovid mehrfach ab, und die Antworten, die er zurückschießt, zischen meilenweit vorbei. Ich frage, inwiefern Ovidijus seine Gefühle für sein Heimatland in der Musik zum Ausdruck bringt, und nach einer ausgedehnten, intensiven Konferenz zwischen den beiden erhalte ich die selbstbewusste Erwiderung: »Zwölf.«

Bisweilen hege ich allerdings auch den Verdacht, dass er den Fragen absichtlich ausweicht. Ich interessiere mich insbesondere für seine Erfahrungen als Rocker in der Sowjet-Ära – er war ja schon 34, als die Panzer zurück nach Moskau rollten. Aber selbst die simpelsten Fragen in diese Richtung werden ignoriert, zurückgewiesen oder plump beiseite geschoben. War es schwierig, unter den Sowjets Musik zu machen oder Songs zu schreiben? »Für ihn persönlich? Nein. Alles gut.« Und wie erging es anderen? Wurden Texte zensiert? »Oh, manche sagen das, aber der Ovidijus, er weiß es nicht.« Was ging in ihm vor, als 1991 bei einer Demonstration vor der Sendeanstalt in Vilnius 18 Menschen von den Russen getötet wurden? »Stimmt.« Als die anti-sowjetische Bewegung in den baltischen Staaten richtig ins Rollen kam, erhielt sie wegen der Lieder und Balladen den Spitznamen »Singende Revolution« – war Ovidijus daran beteiligt? »Robert Plant.«

Ich kann nur vermuten, dass alte Gewohnheiten schwer auszutreiben sind. Denn abgesehen von einer 22-jährigen Unterbrechung zwischen den Weltkriegen stand Litauen von 1795 bis 1991 unter russischer Kontrolle. Und riss man zu Zeiten des Eisernen Vorhangs einem neugierigen Engländer gegenüber das Maul auf, hämmerte Alexander Solschenizyn gegen die Zellenwand, wenn man das nächste Mal *Smoke on the Water* grölte.

Während meiner Erkundigungen über das Leben unter der sowjetischen Knute hat er ein finsternes Gesicht gemacht, aber als wir auf das Thema Eurovision zu sprechen kommen, setzt Ovid ein pausbäckiges, reumütiges Lächeln auf – so wie ein ehemaliger Schwergewichtler, der gebeten wird, sich an einen recht demütigenden K.O. zu erinnern. Erst im Nachhinein fällt mir seine Ähnlichkeit mit Kojo auf. Aber obwohl er vier Jahre jünger ist, sieht er mindestens zehn Jahre älter aus.

Natürlich hat Ovidijus als Kind nie den Eurovision Song Contest gesehen. »Er hat gewusst, dass es passierte«, sagt Lulu, »aber erste Jahr es ist hier im Fernsehen, ist gleiches Jahr er dort singt. Also er es nie gesehen, bevor er dabei ist.« Genau wie Daniel, aber aus ganz anderen Gründen, hatte Ovidijus keinerlei Vorstellung von der Bedeutung des Wettbewerbs. Und scheinbar hatte er auch ebenso wenig Respekt vor seiner Tradition. Als ich frage, ob es der größte Moment seiner Karriere war, als Vertreter seines Landes für den Grand Prix ausgewählt zu werden, lauscht er der Übersetzung mit einem verwunderten Stirnrunzeln. »Der Ovidijus sagt, er ist bei vielen internationalen Wettbewerben angetreten, und er hat gewonnen davon zehn, also einer mehr schien nicht so wichtig.« Wo fanden diese Wettbewerbe statt? Über den Cavan Song Contest, der in seinem Eurovisions-Lebenslauf erwähnt wird, habe ich lediglich herausfinden können, dass Cavan in Irland liegt. »Alle Länder, wie Bulgarien, Rumänien.« Ich versuche, beeindruckt auszusehen, doch es scheint mir nicht zu gelingen. Nach weiterem Gemurmel verkündet die Übersetzerin diplomatisch, dass der ESC natürlich eine sehr interessante Erfahrung für den Ovidijus gewesen sei und dass er es als große Verantwortung empfunden habe, für Litauen im Finale zu singen.

Lopišine Mylimai habe er an einem einzigen Nachmittag schreiben müssen, sagt er. Denn Litauens Zulassung für das Finale war erst spät bestätigt worden. Und so erhielt er eines Nachmittags aus heiterem Himmel einen Anruf vom »Direktor von Konzerthallen und alles« und wurde beauftragt, einen Song abzuliefern – und zwar zackig. Weil keine Zeit

war, eine nationale Ausscheidung auf die Beine zu stellen, war Litauens Auswahlprozess das reinste Chaos. Was er bis heute geblieben ist: Im Frühjahr 2004 wurde ein gelangweilter Scherzkeks, der eine Kassettenaufnahme von Michael Jacksons *Ben* eingesandt hatte, zu seinem Erstauen für das Halbfinale im Fernsehen eingeladen.

Ovid, der damals in Vilnius lebte, setzte sich hin und haute »in drei Minuten« eine Melodie raus, dann rief er seinen langjährigen Mitstreiter Gintaras Zdebskis an und bestellte den Text. Für die Zeilen, die Gintaras rasch ablieferte, habe ich inzwischen eine ziemliche Faszination entwickelt. »Du bist unberührt von mir, mein Traum schenkt dir seinen Wein ein in dieser Nacht, die uns gehört«: *Lopišine Mylimai* hat eine geheimnisvolle Poesie, der man im Euroland nur selten begegnet, und ist von einer noblen Keuschheit beseelt, die wir nicht mehr erleben durften, seit Gigliola Cinquetti 1964 energisch ihre Unschuld verteidigte.

Geht es um eine bestimmte Frau? Ovid kräuselt die Lippen und holt eine Schachtel Kippen heraus. Die Dolmetscherin, die nun eher wie eine Anwältin spricht, die einen mürrischen Kriminellen vor der U-Haft bewahren soll, übersetzt: »Er sagt mir, es nicht geht um bestimmte Person – nur um Liebe.« Finster vor sich hin grummelnd, steckt er sich eine dünne, dunkle Zigarette in den Mund und zündet sie an. Ich blicke auf die rote Packung: Der Ovidijus hat soeben die More in Brand gesteckt. Irgendetwas hat ihn verärgert, und ich möchte lieber gar nicht wissen, was es gewesen ist.

»Was er meint«, wird mir in diesem neuen, bürokratischen Tonfall erzählt, »ist, dass für Litauen es war erstes Mal in Eurovision, und niemand hier weiß, was ist das Spiel, wie man macht welche Musik, welchen Text. Alles wird gemacht schnell, zu schnell, um es besser zu machen.« Eine weitere gewisperte Diskussion zwischen den beiden. »Außerdem in Dublin, das Arrangement ist schlecht. Der Ovidijus war nicht zufrieden mit Frau, die hat gespielt Klavier.« Sie schmolzt mit den Lippen, und – um die Analogie mit dem Verhör fortzuführen – sie informiert den diensthabenden Polizisten nun über das unglaubliche und moralisch heikle Alibi ihres Klienten. »Er sagt, wie wir alle wissen, verstehen Frauen nicht, was ist wahre Liebe, also er hat lieber gehabt Mann am Klavier.«

Nachdem er sich das von der Seele geredet hat, ist Ovid gleich viel besser gelaunt: Kurz darauf gesteht er munter, dass das Gitarrensolo (welches ich in der sicheren Annahme, es wäre auf dem Mist eines gelangweilten irischen Studiomusikers gewachsen, soeben als »grauenhaft«

bezeichnet habe) tatsächlich seine Idee war. Es wird viel gelacht, als wir seine Garderobe erörtern, die Arbeit eines litauischen Designers, die ohne die Hilfe »von Freunden der Familie« ausgewählt worden war. »Alles so schnell, keine Zeit, nichts zu ändern.« In Dublin hat er »einige schöne Tage und viele freundliche Menschen« erlebt. Auch wenn er ein paar seiner Konkurrenten als etwas abweisend empfand: »Manche sehen ihn an, als wenn er ist, wissen Sie, nicht aus Litauen, dass er war Russe.«

Mit den »zwei Brüdern aus England, die gewinnen Wettkampf« kommt er allerdings prächtig aus. Als ich ihn berichtige, zuckt er freundlich die Achseln. »Aber eine Sache schlecht: Sie sagen dem Ovidijus: Ihr Lied ist 14 Jahre alt. Das ist illegal, ja?« Wenn das stimmt, natürlich, sage ich. »Es ist wahr.« Weil ich nicht so recht weiß, was ich darauf erwidern soll, berichte ich einfach ein wenig über Pauls und Charlies Karriere nach dem Eurovisions-Erfolg: dass *Rock'n'Roll Kids* nicht einmal in Irland Platz 1 der Charts erreicht hat und wie sie sich nach einem einzigen Album getrennt haben. Paul präsentiert heute jeden Montagabend *Music from the Movies* auf Dublin Lite FM, und Charlie tritt in Pubs auf. Daraufhin gibt Ovid mit leuchtenden Augen sein englischsprachiges Debüt: »Pubs!«

Obwohl er sich das Video angesehen hat, dass Gintaras für ihn aufgenommen hatte, erinnert er sich an kaum einen seiner Konkurrenten in Dublin oder ihre musikalischen Leistungen. Besonders sorgfältig hat er den mit zwei Punkten belohnten Beitrag der Esten aus seinem Gedächtnis gestrichen. Er erklärt, dass Litauen mit Lettland gut befreundet sei, aber dass es keinerlei Gemeinsamkeiten mit Estland gebe – weder in musikalischer noch in sprachlicher oder gar politischer Hinsicht. Wieder einmal zeigt sich, dass es mit der nachbarschaftlichen Brüderlichkeit beim Eurovision Song Contest, die man gerne blauäugig unterstellt, nicht sehr weit her ist. Seine stärkste Erinnerung an den Abend ist sein Staunen über die Pracht und die Größe der Veranstaltung: »die Bühne, das Licht, so viele Kameras und professionelle Arbeit«. So was hatte er in Bukarest oder im County Cavan nicht erlebt.

Zwar war das ganze Drumherum eine Überraschung für ihn, das Endergebnis allerdings nicht. »Vielleicht er hoffte, es wird nicht enden so für ihn, aber es war nicht ein Schock.« Er meint, er habe wohl irgendeine Aftershow-Party besucht, und erinnert sich auf jeden Fall daran, die Mitleidsbekundungen der anderen Teilnehmer zurückgewiesen zu haben. »Der Ovidijus nicht mag, wenn kommen Leute und sagen, es tut ihnen

Leid. Er möchte alles alleine überleben. Und als er zurückkommt nach Litauen, es ist gut, weil er dann lernt, wer nicht seine wahren Freunde sind.« Ovid schiebt den stoppeligen Kiefer vor. Die hängenden Wangen spannen sich kämpferisch. Vor mir sitzt der unverwüstliche Sohn eines Krähenfressers.

Der nationale Kater nach der Nullnummer ist jedoch schmerzhafter und dauerhafter gewesen, als man mir hatte weismachen wollen. »In Zeitungen eine Menge darüber geschrieben wird, mehr als wenn er hätte gewonnen. Er sagt, dass in andere Wettbewerbe, wenn er gewonnen hat erste Runde oder zweite, in Magazine es gibt nur ein bisschen Platz, aber als er verloren, Zeitschriften sind voll damit. Also es scheint, wo wir leben, gute Nachrichten sind keine Nachrichten.« Naja, aber vielleicht bestand ja auch ein klitzekleiner Unterschied zwischen 400 Millionen Zuschauern in ganz Europa und vier Dutzend Bulgaren auf einem Acker.

»Manche sagen, dass er ist nicht richtiger Sänger für Eurovision, manche sagen, dass er einfach ist zu schlechter Sänger. Für vielleicht ein Jahr, er fühlt, er hat gemacht etwas falsch für Litauen.« Ovid verengt die Augen und kichert ungläubig. Anscheinend kann er es nicht fassen, dass er sich diesen Blödsinn so zu Herzen genommen hat. »Aber dann er versteht, dass wenn jemand sagt etwas Schlechtes über dich, du kannst lernen daraus.«

Mit seinen 37 Jahren fühlte sich Ovidijus dabei vielleicht wie ein alter Hase in einem Anfängerkurs. Auf jeden Fall bestand er mit Auszeichnung. »Der Ovidijus war traurig, der Gintaras war traurig, aber sie drucken neues Lied zusammen, und es wird sehr beliebt, ein großer Hit.« Um das zu unterstreichen, spendet die Dolmetscherin eine Runde begeisterten Applaus. »Und es ist Lied über Litauen, über unsere schönen Inseln im baltischen Meer.« Die erste Hälfte des Titels, den sie mir nun nennt, wird von einem scharfen Saxofonfurz aus der Musikbox über-tönt, der zweite von Ovids dröhnendem Gelächter. »Er sagt, dass wenn sie diesen Song bei Eurovision bringen«, gluckst die Dolmetscherin einen Augenblick später, »es wird schlechter als letzter Platz!«

Wie auch immer es heißen mag, das Lied ist bestimmt eines der Highlights der Konzerte, die neben den »teuren Partys« nun eines seiner beruflichen Standbeine sind. Vor zwei Jahren erschien sein letztes Album, wieder eine dieser Greatest-Hits-Scheiben, die meine Nulpointer bis zum Abwinken veröffentlichen. Er absolviert etwa einen Live-Auftritt im Monat in Litauen, und jeden Sommer geht er auf eine der Tourneen, die

ihn bisher nach Russland, in die USA und durch fast ganz Europa geführt haben. »Seine Frau ist nicht so glücklich darüber!«, zwitschert die Übersetzerin zu ihrer beider Belustigung. Allerdings nicht zu meiner: Wie hatte ich bloß vergessen können, seine Familienverhältnisse zu ergründen? Nun klärt er mich verspätet auf: Das älteste seiner drei Kinder ist eine 27-jährige Tochter, die in Norwegen wohnt, das jüngste ein vierjähriger Junge, der bei ihm hier in Kaunas lebt. Während ich ihm zuhöre, bin ich so verlegen, dass ich bloß nicke und lächle, ohne die Implikationen der Unterschiede in Alter und Geografie weiter zu beachten.

Darüber hinaus angelt er, geht jagen und züchtet Schildkröten. Es ist kein Problem, sich Ovid in Ausübung von zweien dieser drei Hobbys vorzustellen, aber auch auf die Gefahr hin, Litauens Reiz für den schrecklichsten Touristen der Welt zu schmälern, darf ich verraten, dass er noch nie einen Bären gesehen und erst Recht keinen getötet oder gegessen hat. Ohne Zweifel liebt er das Leben hier in Kaunas. Er meint, wie schade es sei, dass ich die Stadt nicht im Sommer sehen würde. Und er legt mir ans Herz, mir den Fluss Neman anzuschauen, der eine beständige Inspiration für ihn sei. »Ist stolzeste, litauischste Stadt«, sagt die Dolmetscherin, »nicht wie Vilnius, mit so viel Polnisch und Russisch.« Ich habe das Gefühl, dass Ovid weit mehr versteht, als er zugibt. Jedenfalls sorgt diese letzte Äußerung dafür, dass sich seine Augen in paranoidem Schrecken leicht weiten.

Etwas widerstrebend gibt er preis, dass er zu den 91 Prozent der Litauer gehört, die mit der größten Mehrheit aller neuen Mitgliedsstaaten für den EU-Beitritt gestimmt haben. Er glaubt, dass es ein wichtiger Schritt für die Nation war – und sei es auch nur, weil »vorher niemand kann unser Land auf Karte finden«. Aber als ich frage, ob er sich als Europäer fühle, ob er sich einem Schweden näher wähne als einem Russen, erwägt er lange seine Antwort. »Der Ovidijus sagt, wenn jemand fragt, was ist seine Nationalität, er würde sagen: Musiker.« Der alte Selbsterhaltungstrieb aus der KGB-Ära mal wieder.

Ebenso diplomatisch spricht er davon, wie wichtig es sei, »alle kleineren Kulturen in dieser großen EU-Kultur« zu bewahren, und lobt den Eurovision Song Contest als »eine beliebte Art, alle Länder zusammen zu haben, um ihre Kultur zu zeigen«. Auch wenn inzwischen alle auf Englisch singen? »Okay, aber es ist gut, dass sie das tun, besser als für ihn, wo niemand kann verstehen, was er singt.« Und was hält er von Litauens fünfjähriger ESC-Abwesenheit nach seinem Auftritt? »Das ist nur Regel

von Wettbewerb.« Ich werde ihm nicht sagen, dass das nicht stimmt: Die Relegation der letztplatzierten Nation wurde tatsächlich eingeführt, aber der Abstieg hätte Litauen nur von der Teilnahme am 1995er Finale ausgeschlossen. Stattdessen frage ich, ob er erwägen würde, noch einmal anzutreten. Nach einem pflichtgemäßen Plädoyer, lieber jungen Musikern die Chance zu überlassen und ihnen vielleicht beratend zur Seite zu stehen, furzt er geräuschvoll durch die Lippen und blickt mich mit seinen müden Hundeaugen resigniert an. Er murmelt der Dolmetscherin ausführlich etwas ins Ohr. »Wissen Sie«, lächelt sie: »Er sagt, wenn Sie nicht kommen hierher und reden, er hätte Eurovision vergessen. Wenn das Angeln ist gut, er schaut es nicht einmal.« Ein schwermütiges Lachen von ihm, ein schrilleres von ihr – mir bleibt keine andere Wahl, als mit einem gekünstelten, schuldbewussten Glucksen einzustimmen.

Wir schließen mit einer Zusammenfassung seiner Zukunftspläne – er träumt noch immer davon, »mit jemand ist weltbekannt, einer Legende« eine Platte aufzunehmen – und einer schnellen Retrospektive seiner bisherigen Karriere. »Der Ovidijus sagt, er ist stolz und glücklich, Job zu haben, der Leuten Freude bereitet«, sagt die Übersetzerin, die gerührt zu sein scheint. Was mich allerdings bewegt, ist nicht das Glück der Künstler, die ich bisher getroffen habe, sondern ihre erstaunliche Unverwundlichkeit, mit der sie auch nach zwanzig, dreißig oder vierzig Jahren weiter auf der Bühne stehen, ihre Seele entblößen und zeigen, was sie drauf haben.

Ovid kramt seine Greatest-Hits-CD heraus und besteht darauf, eine rührende Widmung zu krakeln: »Von Ovidijus für Tim, danke für nettes Treffen.« Nein, ich danke *dir*, sage ich, und nachdem ich einen Blick auf die Uhr geworfen habe, frage ich, ob ich sie zum Mittagessen einladen darf, irgendwo, wo es ein wenig... *litauischer* ist.

»Oh, ich muss zurück ins Büro«, sagt die Übersetzerin und kräuselt entschuldigend die Nase, »und der Ovidijus muss üben für Konzert am Freitag. Aber Sie haben viele Menschen zu treffen noch?« Ähm... habe ich das? »Aiste, Skamp, Aivaras – andere Künstler aus Litauen, von anderen Eurovisions-Jahren?«

Das Gefühl, das sich jetzt meiner Eingeweide bemächtigt, ähnelt auf sehr interessante Weise jenem, das mich überkam, als ich am vorigen Abend durch die Hoteltür nach draußen in die Kälte gegangen war. Irgendwo entlang der rostigen, gebrochenen Kommunikationskette, die mich mit diesem großen Mann in einen Raum gebracht hat, muss etwas

gehakt haben. Der Zweck meiner Mission ist ihm niemals richtig erklärt worden. Er hat keinen blassen Schimmer, dass ich nicht mit jedem Eurovisions-Starter spreche, ja, nicht einmal mit jedem Eurovisions-Verlierer. Er ahnt nicht, dass ich ausschließlich die gestrauchelten, bleichen Totalversager sehen will, die grandios Gescheiterten, den auf die Müllhalde der Musikgeschichte geworfenen Abfall. »Das stimmt«, murme ich und vermeide es, beiden in die Augen zu sehen, als wir uns die Hände geben.

Vor Scham und Gewissensbissen gebeugt trotte ich in mein Zimmer hinauf. Eigentlich hatte ich gehofft, den Großteil meiner verbleibenden 28 Stunden in Litauen mit Ovid zu verbringen, der mir die tief gefrorenen Schönheiten von Kaunas zeigen sollte, bevor wir uns dann bei einer Flasche Pflaumenschnaps am Lagerfeuer verbrüderern würden.

Was nun? Ich schiebe seine CD in den Player unter dem Fernseher und höre zu, wie die Musik das Knirschen der Winterreifen auf der Straße übertönt. Verzweifelt wünsche ich mir, dass dies das herrlichste Hörerlebnis meines Lebens wird, aber natürlich ist es das nicht. Selbst für Ohren, die in den letzten Monaten so ziemlich jeden Scheiß ertragen mussten, stellt dieser unglückselige Schmelz östlicher und westlicher Einflüsse eine harte Probe dar. Leicht hymnisches Bubblegum-Pop-Zeug und Fetzen eines funkigen Basses, vermischt mit klagenden Balalaika-Solos. Ein Stück klingt wie eine von Dr. Hook eingespielte Version von *Those Were The Days*.

Zehn Minuten später schlurfe ich von Reue und Langeweile getrieben durch die Straßen und kaufe von einer winzigen Frau an einem Stand in der Kälte ein Paar karierte Alte-Oma-Fäustlinge. Nach weiteren fünf Minuten habe ich es endlich geschafft, die Neuerwerbung über das Paar Handschuhe zu zerren und zu ziehen und zu zwängen, die ich bereits trage.

Der Kontakt mit seinen Landsleuten und den unwirtlichen Bedingungen, die sie derzeit ertragen müssen, machen es einfacher, Ovids stoischen Umgang mit seinem Eurovisions-Desaster zu verstehen. Die tiefste 2004 gemessene Temperatur in Kaunas betrug $-19,1^{\circ}\text{C}$, die höchste $33,2^{\circ}\text{C}$. Angesichts solcher Extreme ist ein unerschütterliches Gemüt wohl eine Grundvoraussetzung, will man hier leben. Während ich mit vor Kälte verkrampftem Gesicht steif die Straße der Freiheit entlangstampfe, bin ich von Menschen umgeben, die damit aufgewachsen sind, mit solchen Härten fertig zu werden: Eine alte Frau ohne Handschuhe, die auf einer Bank die Zeitung liest. Ein Quartett kniender Bettler, die

sich Tücher um die Köpfe geschlungen haben. Ein Säufer in einem Rollstuhl, der lallend ein lokales Fernsehteam beschimpft.

Das gleiche planlose Durcheinander aus Ost und West, das Ovids Musik bestimmt, beherrscht auch das Bild auf den Straßen seiner Heimatstadt. Ein Supermarkt in einem Keller, in dem ich Zuflucht vor der Kälte suche, wimmelt von schizoiden Kunden, die aufgeregt den Camembert und Balsamico-Essig begutachten, bevor sie ihre Einkaufswagen mit großen Fässern Sauerkraut und mit riesigen Dosen füllen, auf deren Etiketten lediglich die lachenden Gesichter der darin pürierten Tiere zu sehen sind. Es gibt einen Gang mit Fleischwaren, für die ich sterben könnte – riesige Salamis, ein ganzer geräucherter Schinken für fünf Pfund. Aber es gibt auch einen Gang mit Frischwaren, an denen man sterben kann: Hier lagern zahllose gammelige Kisten mit den notdürftig versorgten Opfern einer verheerenden Lawine auf dem einsamen Osthang des EU-Gemüsebergs.

Wieder draußen laufe ich, um warm zu werden, immer schneller über die vereisten Bürgersteige, auf denen vereinzelt Hausfrauen unterwegs sind, die sich zurechtgemacht haben, um Freiern aus der ABBA-Ära zu gefallen. Ein Straßenhändler hockt vor einem Ständer mit CDs und Kassetten, die ich so lange durchstöbere, wie ich es ertragen kann, auf der Stelle zu stehen: ein bisschen Sting, eine Menge Bon Jovi, reihenweise pudelhaarige Litauer. Aber kein Ovidijus.

Dann verlasse ich den Bürgersteig und knirsche über vereistes Gras durch den von kahlen Bäumen bestandenen Park, der den Zusammenfluss der beiden mächtigen Ströme überblickt, die in Kaunas aufeinander treffen. Links von mir Ovids Muse, der Neman, und rechts die majestätische Neris, auf der träge große Eisschollen und tapfere Schwäne treiben. Es ist fünf Uhr nachmittags, aber man hat das Gefühl, es sei fünf Uhr morgens. Der Park um mich herum ist ein menschenleeres, winterliches Ödland. Das tief stehende Sonnenlicht gleicht eher Morgenröte als dem Abendrot. Ich schaue mich um und betrachte die Fabrikschlote, die krebserregende Stoffe in den rosigen Himmel blasen. Als ich mich wieder nach vorn drehe, haben sich die Flüsse in Gold verwandelt, und das Eis ist schwarz geworden. Zusammen wirkt es wie die geschmolzene Schöpfung aus der Gießerei eines Alchemisten. Ich kann verstehen, warum Ovid sich hierher gezogen fühlt.

»Nun, wissen Sie, nach dem Eurovision Song Contest war es sehr schwer für ihn«, antwortet der junge Taxifahrer, der mich zurück zum

Hotel bringt, auf meine fröstelnd gemurmelten Fragen. Sein Englisch hat er sich bei Engagements als Erdbeerpflücker und Tischler in Bristol angeeignet. »Seine Karriere... nun, ja.« Er seufzt mitfühlend und klopft mit ausgestreckten Fingern auf das Armaturenbrett, als wir anhalten. »Aber meine Eltern mögen ihn immer noch. Er macht Wohltätigkeitsshow im Fernsehen, und es gibt ein schönes Lied, das er mit einer hübschen Dame zusammen singt.«

Vier Stunden lang liege ich ausgestreckt in meinem Zimmer, und mein Bauch glüht von einem einheimischen Aperitif, der auf der Hotelspeisekarte denkwürdig als »Brot-duftender Alkohol, hergestellt mit alter Technologie« beschrieben wurde. Auf einem Tablett neben mir steht der Teller, den ich gerade mit Mühe und Not geleert habe: ein dreifaches Hoch auf Sour Cream, die selbst den zähesten Krähenburger zu beleben vermag. »Gleich im Anschluss«, sabbelt der übertrieben erregte ESPN-Ansager: »Starke Männer, die Bierfässer über eine hohe Mauer schmeißen!« Mit einem aufgeblähten, unpassenden Grunzen fingere ich nach der Fernbedienung und zappe mich durch die Programme, bis ich auf Schwarzweiß-Aufnahmen stoße. Bobfahren, Wochenschau-Musik, eine Schlagzeile: »Winterspiele 1960, Squaw Valley, Kalifornien.« Ich habe keine Ahnung, wer das sendet oder warum ich die nächsten 45 Minuten damit verbringe, dabei zuzusehen, wie kantige Skiläufer auf dem Podium stehen und sich zujubeln lassen. Aber ich bin froh, dass ich es tue.

Für eine Veranstaltung, die vor 45 Jahren über die Bühne ging, ist alles ausgesprochen gut organisiert: Die Kameraarbeit genügt fast heutigen Maßstäben, die Zuschauer sind begeistert, aber hervorragend dressiert. Keinerlei Chaos, keine Pöbeleien, keine glitzernden Skihosen und vor allen Dingen kein Eddie the Eagle. Ein meisterhaftes Beispiel dafür, wie man ein internationales Großereignis über die Bühne bringt.

Nach der Hälfte der Nordischen Kombination drehe ich mich zur Seite und krame lethargisch meine Eurovisions-Reisebibliothek heraus. Ich schlage die Seiten über den Wettbewerb von 1960 auf, der drei Wochen nach der ausgefeilten, professionellen Abschlussfeier in Squaw Valley live aus der Royal Festival Hall in London übertragen wurde. Ich bestaune Nora Brockstedts pelzbesetztes Folkoutfit, bin hungerissen von der Anwesenheit Fud Leclercs, freue mich diebisch über die Tattrigkeit der Juroren, aufgrund derer den Franzosen nachträglich zwei Punkte abgezogen wurden, und amüsiere mich köstlich über die anschließenden Tumulte im Saal, die zu unterbinden Moderatorin Katie Boyle große

Mühe hatte. Und schließlich proste ich der Siegerin mit einem Zahnputzglas zu: Jacqueline Boyer aus Frankreich mit ihrem musikalischen Märchen über einen Burschen namens Tom Pillibi, der zwei Burgen besitzt, eine in Schottland und eine in Montenegro. Und bevor Georg Thoma über die Ziellinie fährt und Olympisches Gold holt, habe ich mich aufs Neue in den Eurovision Song Contest verliebt.